

WIR SEHEN UNS IN VENEDIIG

Georges Hausemer &
Susanne Jaspers



CAPYBARABOOKS

Georges Hausemer &
Susanne Jaspers

WIR SEHEN UNS IN VENEDIIG

MEIN TUMOR UND ICH. ICH UND MEIN TUMOR.
33 TAGE INTENSIVSTATION. EIN PAAR DAVOR
UND VIEL ZU WENIGE DANACH



CAPYBARABOOKS

Georges Hausemer

Mein Tumor und ich.
Ich und mein Tumor

Eine Chronik (6)

Samstag, 21. Mai 2016

Statt 60 diesmal 90 g Lanreotid. Beim nächsten Mal werden es 120 sein. Und bei dieser Dosis soll es dann erst einmal bleiben, in den folgenden Monaten.

Erneut kommt der Wirkstoff aus dem Kühlschrank. Muss die Spritze ein Viertelstündchen lang umklammern und in der eigenen Hand aufwärmen. (Könnte das eigentlich auch jemand anderes für mich tun? Oder muss jeder Patient sein Medikament notwendigerweise selbst auf seine eigene Körpertemperatur bringen?)

Doch was injizieren sie einem da überhaupt in den Hüftspeck? Hormone, sagt Dr. K. – Doping also? Zum Glück beteilige ich mich an Fußballspielen inzwischen nur noch sitzend, vom Sofa aus. Oder auf der Tribüne. Und die Kontrolleure mit ihren Medizinkofferchen voller Urinbecherchen und Blutflakons klingeln auch nicht so häufig an unserer Haustür.

Apropos Sport: Laufen, Spazieren, Springen, Schwimmen – das sei, neben der monatlichen Spritze, die beste Krebstherapie überhaupt, sagt Dr. K. Die könne jeder selbst durchführen, das sei praktisch, zudem koste es kein Geld, nur ein wenig Mühe und Selbstdisziplin.

Also los, raus in die Frühlingsfrische. Andererseits kann man auch nicht ständig unterwegs sein. Nach der zweiten Spritze etwa waren S. und ich im Kino, wo die Sonne durch dunkle Ruhrgebietswolken strahlte: „Junges Licht“, nach einem Roman von Ralf Rothmann – einer der wichtigsten deutschen Gegenwartsautoren, meiner Meinung nach. Lesen Sie zur Einstimmung einfach mal einige seiner Erzählungen und Kurzgeschichten.

Ja, Schreiben und Lesen. Gut, ich gebe es zu, ich habe in letzter Zeit ein paar Bücher im Internet bestellt, statt zum Buchhändler meines Vertrauens zu marschieren. Wer tut das nicht gelegentlich? Ein paar Neuheiten aus Südamerika, von Selva Almada aus Argentinien zum Beispiel, von der Mexikanerin Valeria Luiselli. Aber womit, Himmelherrgott, habe ich es verdient, vom Online-Versandhändler Romane mit Titeln wie „Warme Milch und Kummerkekse“, „Die Rosenschwestern“ oder „Der Duft von Erdbeersaft“ empfohlen zu bekommen?

Eine Chronik (7)

Montag, 23. Mai 2016

Vorgestern in der Sonne. Rasen gemäht, Unkraut gejätet, totes Rosengehölz weggeknipst, Nägel gefeilt, Haare geschnitten. Nach zwei Stunden kam kühler Wind auf. Auch stand die Dusche an. Wie früher, als Kinder, das samstägliche Bad. Wie noch früher, als Kleinkinder, in der Zinkwanne, die auf dem Küchentisch stand und nach und nach mit dem zu ohrenbetäubendem Pfeifen fähigen Kessel und dem auf dem Gasherd erhitzten Wasser aufgefüllt wurde. Die Seife stammte, vermutlich, aus Marseille. Der Schwamm war irgendwo in der Natur gewachsen. Für die ganz zähen Stellen gab's Bimsstein.

Gestern langer Spaziergang, weitläufig um den Fußballplatz herum. Die Anfeuerungsrufe der wenigen Zuschauer verhallten in der freien Natur, ebenso die Schmerzensschreie der gefoulten Spieler. Ständig im Ohr war nur der Wind, und an einer unbestimmten Stelle im Kopf das unentwegte Lauern und Belauschen des Körpers: Druck auf den Rippen? Spürbare Wirkungen der zweiten Spritze? Ein Ziehen in der Leber? Ein Wackler in den Knochen?

Heute die Anfrage von RTL, ob mein Tumor und ich nicht demnächst im Fernsehen sowie im Radio auftreten möchten. Wir haben abgelehnt.

Eine Chronik (8)

Montag, 6. Juni 2016

In der Sonne, zum zweiten. Der Flieder ist bereits verblüht, nein: ersoffen. Dafür bohren sich die Gartenstühle beim Platznehmen vier bis fünf Zentimeter in den Rasen. Der leise Hauch von noch leiseren Schmetterlingsflügeln. Jupp, das Eichhörnchen, hüpf über die Wiese, rüber zum Nussbaum. Schon auf der Suche nach Winterproviant? Und wer flattert da so frech in einen Hohlraum unter dem überstehenden Dach, aus dem es auffällig, wenn auch noch sehr zaghaft zwitschert? Herr Amsel oder Mister Star? Egal, unermüdlich und mit immer neuen Würmern im Schnabel sind die Vögel unterwegs. Zwischendurch entsorgen sie ihr verschmutztes Nistmaterial regelmäßig ins Freie und verursachen dabei Kotschlieren an der Fassade.

Im Schatten des halb kaputten Sonnenschirms. Schau nur selten von der Lektüre auf. „Cooper“, der neue, offiziell erst Ende Juli erscheinende Roman von Eberhard Rathgeb, ist im ersten Teil äußerst spannend. Atemlos wende ich Seite um Seite. Nach der Hälfte, ab Seite 73, gehen die Blicke immer öfter in Richtung unsichtbares Nest. Gleichzeitig nimmt der Roman, der eigentlich eine Novelle ist, nach und nach an Intensität ab. Es scheint, als hätte eine kompakte, stimmige Erzählung künstlich gestreckt werden



müssen. Daher die unmotivierten Einschübe zum Ende hin. Oder wird sich die definitive Version noch von meinem Leseexemplar unterscheiden? Irgendwann, kurz vor Schluss, lege ich das Buch zur Seite und beobachte die Vögel bei der Erfüllung ihrer elterlichen Pflichten.

Gelegentlicher Druck hinter den Rippen, linke Flanke. Ein Gefühl nur oder das Resultat vom langen, bewegungslosen Sitzen? Jedenfalls weckt der Druck Erinnerungen. An damals. Nun auch bereits drei Monate her. Fünf Tage im Krankenhaus, ohne das Gefühl, krank zu sein. Umso aufreibender das ständige Zur-Verfügung-Stehen, das stundenlange Warten. Aber es musste sein: erhöhte Entzündungswerte nach FDG-PET-CT festgestellt; DOTATOC-PET-Untersuchung; sonografische Kontrolle.

Ungewissheit, Hoffnung, Angst.

Irgendwann, man weiß nie, wann genau, kommt einer der Ärzte und erläutert den letzten Stand der Dinge. Und dass Geduld erforderlich sei, keine vorläufige Diagnose gewagt werden dürfe, am nächsten Tag vermutlich, eventuell, möglicherweise noch einmal Flüssigkeit aus dem Rippenfell gezapft werden müsse.

Kurzer Händedruck. Bis morgen. Gute Nacht.

Gleich darauf klopft das Abendessen an die Tür: 3x Oberländer (hell), 1x GewGurke, 3x Butter, 1x Marmelade, 2x Schnittkä, 2x Weichkä.



Susanne Jaspers

Wir sehen uns in Venedig

*33 Tage Intensivstation, ein paar
davor und viel zu wenige danach*



33 Tage Intensivstation

Eine Intensivstation ist ein seltsamer Ort. Irgendwie nicht richtig von dieser Welt. Sie hat ein bisschen was von Raumschiff Enterprise. Die Wände mit all den Monitoren, vor denen die Pfleger sitzen und auf denen es ständig piepelt und flimmert. Doch ich greife vor. Ehe man die Intensivstation betreten darf, muss man durch die Besucherschleuse. Auch so ähnlich wie in einem Science-Fiction-Film, wenn die Astronauten ihr Schiff verlassen wollen und in der Schleuse ihren Astronautenanzug anziehen. Auf der Intensivstation im Universitätsklinikum von A. muss man übrigens keine Schutzkleidung anlegen. Keine Plastiktütchen, die über die Schuhe gestreift werden, keine keimfreien Kittel. Wobei ich so meine Zweifel habe, dass die Kittel auf der Intensivstation in Agadir wirklich keimfrei waren. Schließlich gab es weniger Kittel als Besucher, so dass diese sie im fliegenden Wechsel aneinander weiterreichten. Egal, ob sie darin vorher das mitgebrachte Mittagessen serviert oder sich in den Kittel geschnäuzt hatten. Dass ich hier in A. keinen Kittel tragen muss, ist gut. Dann lohnt es sich wenigstens, dass ich etwas Hübsches anziehe, wenn ich Dich besuchen komme. Die Hände soll man vor dem Krankenbesuch mit einer Flüssigkeit aus dem Spender neben der Tür desinfizieren. Aber ich glaube nicht, dass das jemals jemand kontrolliert. Die Angehörigen klingeln,



und wenn der Summer ertönt und die Tür aufgeht, müssen sie in dem Vorraum warten, bis man sie durch die andere Tür der Schleuse zum Intensivpatienten vorlässt. Das kann dauern. Ein- oder zweimal haben sie mich sogar ganz in der Schleuse vergessen. Eigentlich sollte jeden Tag nur ein Angehöriger, notfalls zwei, Einlass erhalten, doch wirklich streng wird das hier nicht gehandhabt. In der Besucherschleuse finden bisweilen richtige Kaffeekränzchen mit vier bis fünf Personen statt, die sich beim Gang ans Krankenbett abwechseln und buchstäblich die Klinke in die Hand geben. Etliche Angehörige sind ziemlich locker drauf, unterhalten sich lautstark, lachen und zeigen sich gegenseitig aktuelle Handy-Fotos. Entweder sind sie mit den Intensivpatienten nur entfernt verwandt oder sie haben Intensiv-Routine. Vielleicht freuen sie sich aber auch einfach nur bereits aufs Erbe, wer weiß das schon so genau.

Ebenso wie bei den vorherigen Intensivstationen – wir kennen mittlerweile ja ein paar – bist Du hier nicht allein. Einerseits müssen die Türen der Zimmer natürlich offenstehen, damit das Pflegepersonal die Patienten stets im Blick hat und im Notfall – der ziemlich regelmäßig eintritt – eingreifen kann. Du liegst im vorderen Bett, zum Gang hin. Noch bist Du ein bisschen da, wenn auch wirklich nur noch ein bisschen. Hier auf der Intensivstation einen Arzt zu erwischen, ist nicht ganz einfach. Wenn man danach fragt, ist er meistens gerade entweder beschäftigt oder



bei der berüchtigten Übergabe. Die ersten zwei Tage, während Du hier bist, bekomme ich keinen Arzt zu Gesicht. Die jeweils zuständigen Pfleger teilen mir lediglich mit, dass man laut Diagnose keine Ahnung hat, was Dir fehlt (was soll das denn dann bitteschön für eine Diagnose sein?), Du aber den Umständen entsprechend stabil seist. Da ist es wieder, dieses scheinheilige Wörtchen „stabil“. So lautete bis vor Kurzem schließlich auch noch das Urteil über den Status Deines Tumors. Mir drängt sich allerdings stark der Eindruck auf, dass augenblicklich von „stabil“ keine Rede mehr sein kann.

Am dritten Tag habe ich endlich eine Begegnung mit einem Arzt. Dr. H. ist jung, nimmt sich Zeit, erklärt uns die Situation ziemlich ausführlich und vor allem verständlich. Außerdem sieht er gut aus. Wie kann ich unter diesen Umständen nur sowas denken? Dr. H. erläutert uns – wobei ich nicht genau weiß, was Du von diesen Erläuterungen mitbekommst und was nicht –, man müsse Deinen Körper in seinem derzeitigen Zustand mit einem Kartenhaus vergleichen, aus dem eine Karte nach der anderen herausgezogen wird. Die Karten sind in diesem Fall Deine Organe, die eins nach dem anderen zu versagen drohen und die man nun zu stabilisieren versuche. Mal ganz abgesehen von der „Grunderkrankung“, die man ins Visier nehmen werde, wenn die akute Gefahr gebannt sei. Diese Grunderkrankung, das ist natürlich Dein verfluchter Tumor. Jedenfalls hast Du wohl irgendeine Infektion, deren Ursprung sie nicht kennen und die für den ganzen aktuellen Ärger



verantwortlich ist. Daher wollen sie Dich in den nächsten Tagen röntgen und scannen, analysieren, durchleuchten und mit Antibiotika beschießen, bis sie die Bakterien im Griff haben. Leider sind Bakterien extrem wandlungs- und anpassungsfähig und daher noch um einiges gemeiner als Viren. Ob wir denn eine Patientenverfügung hätten, für den Fall, dass Du nicht mehr selbst entscheiden könntest und weitere Maßnahmen erforderlich würden? Klar haben wir die, schon seit Jahren. Allerdings ist die bei Deinem ehemaligen Hausarzt in Luxemburg hinterlegt. Ob wir eine Kopie bei uns im Hause haben? Das weiß ich leider nicht. (Wieso haben wir da bloß vorher nicht drüber geredet? Schließlich hast Du mir ja auch gesagt, wo Deine Ersatzschlüssel sind.) Dr. H. berührt Dich sanft an der Schulter. „Hallo, hören Sie mich? Ist das für Sie ok, wenn Ihre Frau für Sie entscheidet, wenn Sie das nicht mehr können?“ Du siehst ihn kurz an und flüsterst: „Ja, klar.“ Dann bist Du wieder weg. Dr. H. teilt mir mit, dass ihm das reicht und dass wir von Glück sagen können, dass Du diese zwei Worte noch hingekriegt hast. Andernfalls müsste nämlich ein Gericht eingeschaltet werden, um zu klären, wer was entscheiden darf. Auf meine Frage hin, ob es nicht selbstverständlich sei, dass die Ehefrau in einem solchen Moment entscheidungsberechtigt ist, eröffnet er mir, dass das durchaus nicht selbstverständlich sei. Schließlich sei nicht jede Ehefrau eine wahrhaft liebende Gattin, die nur das Beste für den erkrankten Partner wolle, sondern da gäbe es auch ganz andere Fälle. Puh, das haben wir gerade noch geschafft. Zur Sicherheit,



meint Dr. H., als er sich verabschiedet, wäre es dennoch gut, die schriftliche Verfügung für den Ernstfall zur Hand zu haben. Dann lasse ich ihn mir noch versprechen, sich darum zu kümmern, dass die fehlenden Spielkarten wieder an ihren Platz kommen und das Kartenhaus nicht zusammenfällt.